

IV.

Ich habe nun über den Geist der Skepsis, der in unserem Dichter waltete, noch einige Worte zu sagen. Es ist wahr, Seine war ein negirender Geist, ein Zerstörungsgeist. Doch muß man sich bei dieser oft gebrauchten Bezeichnung erinnern, daß sie rein bildlich ist. Man kann wohl ein schönes Haus zerstören, ohne nach der Mühe, die man sich gegeben, etwas Anderes als einen Trümmerhaufen geschaffen zu haben; ganz anders verhält es sich mit der Zerstörung auf geistigem Gebiete. Da kann man keinen Begriff und keinen Gegenstand vernichten, ohne daß sich als sofortiger Austausch ein Anderes an die Stelle setzt, gleichwie man

an der Oberfläche eines See's, aus dem man mit einem Eimer geschöpft, kein Loch zurückläßt.

Wenn Heine spöttelt, daß er das halbe Fürstenthum Bückeburg an den Sohlen mit sich fortgetragen, neigt er die Kleinstaateri und tastet Bestehendes an. In dieser Negirung aber drückt sich offenbar der Wunsch nach deutscher Einheit aus. Diese deutsche Einheit ist freilich ein Phantom, könnte aber gleichwohl etwas Reales und Positives werden. Wie in dem angeführten Beispiele, das die Politik berührt, verhält es sich mit seinen Sarkasmen auf philosophischem, religiösem, literarischem Gebiete. Ein positiver Inhalt ist überall involvirt und wo er nicht ausgesprochen scheint, wird er dem Leser von dem Zeitgeist soufflirt.

Heine's Schriften haben stets durch die seltene Sensation, die sie hervorriefen, bewiesen, daß sie Worte der Zeit enthielten. Sein reicher, großer Geist hat nie etwas ausgesprochen, was nicht tau-

send und tausend Menschen entweder gesagt oder auf den Lippen gehabt. Der Unterschied war nur dieser: die Andern tauschten die Worte der Zeit nur gelegentlich in einem mehr und minder beschränkten Lebenskreise aus, Heine that es immer und überall mittelst der Presse an eine halbe Welt gerichtet. Die Zaubermacht der Farbe und die zu Schlagworten abgerundete Bildlichkeit seiner Aussprüche verändern nichts an ihrem Inhalte, sind aber die Quelle des unwiderstehlichen Reizes, den sie ausüben. Diese beiden künstlerischen Eigenschaften haben sogar jene, die das Gesagte vorher gewußt und vorher geschrieben, erfreut, wenn auch nur darum, weil sie sich damit ihrer eigenen banalen Phrase entledigen konnten und für sie die lebendige, sich frei bewegende Gestalt des Heineschen Ausdrucks geschenkt erhielten. So ist Heine, um mathematisch zu reden, einer der Exponenten des Jahrhunderts gewesen und sein Name wird in den Annalen deutscher Culturent-

wicklung für immer mit großen Schrittzügen eingezeichnet bleiben. In wie weit der gute, fortschrittsbefördernde, lichtvolle Einfluß seines gewaltfamen Geistes den nachtheiligen überrage, das ist freilich jetzt, mitten im Gewühl des fortdauernden Parteikampfs, äußerst schwer zu ermitteln.

Was aber eine ganze Zeit so mächtig und nachhaltig aufgereggt, muß ein lebendiges Princip in sich tragen. Die Wirkungen desselben, die zu Tage liegen, lassen sich wohl bezeichnen, aber, bevor sie ihre volle Thätigkeit nicht abgerollt, ist das Urtheil über sie fast unmöglich. Ein weitblickender Kopf sucht allerdings aus dem bekannten Resultate Schlüsse zu ziehn und Vorausberechnungen der wirkenden Kraft anzustellen, wie der Astronom, der einen Planeten entdeckt hat, aus dessen Entfernung und Beschaffenheit die Umlaufszeit bestimmt. Welche Abweichungen sich dabei ergeben werden, ist lediglich Sache einer langen, oft vieljährigen Beobachtung. Eine hochmüthige

Kritik freilich bringt ihren Wahrspruch schneller zu Wege.

Ich erinnere hier an den Philosophen von Ferney, der mit Heine wenig gemein hat, Eines aber in hohem Maße: nämlich das Lächeln. Zur Zeit seines Todes lauteten die Nekrologe seiner Bewunderer wie seiner Feinde ganz anders als nach der Revolution. Diese große Erschütterung belebte seinen Namen von Neuem und bei dem Brande des altfranzösischen Staates wurden seine Schriften erst im wahren Lichte gesehn. Die kritischen Größen aber, die seinen Nekrolog schrieben, würden vor dieser welthistorischen Thatsache nicht wenig in Harnisch gerathen sein, wenn ihnen Jemand den Vorwurf gemacht hätte, daß sie in Voltaire's Wesen und Bedeutung nicht sattfam eingeweiht gewesen

So wartet auch Heine's Genius, um Gerechtigkeit zu erfahren, auf den Umschlag der Weltstimmung. Er wird nicht ausbleiben.

Ich habe schon früher darauf hingedeutet, wie sich Heine's Wesen in den letzten Jahren eben durch die ganz unerhörten Qualen, die er auszustehen hatte, immer mehr erweiterte und vertiefte, ich habe nun Dem, was ich über die religiöse Richtung seines Geistes sagte, noch einige wenige Worte hinzuzufügen.

Es ist ganz wahr, daß Heine in der schrecklichen Isolirung, die ihm gegen das Ende seines Lebens zu Theil ward, in der durch Folter geschärften Zellenhaft seiner späteren Existenz sich viel mit der Gottes- und Unsterblichkeitsfrage beschäftigte. Das war keine Gaukelei des größten modernen Spötters, kein Versuch, noch dem Krankenbett und dem Tode eine Quelle des Wizes abzugewinnen. Die Größe einer solchen Frivolität paßt zu sehr zu einem so gearteten Wesen, als daß es nicht Leute gegeben haben sollte, die ihn eines solchen Spieles anklagten, aber nein — es war kein

Spiel, es war eine Reihe ernsthaftester Befeh-
rungsversuche, die er an sich selbst anstellte.

In den Tagen körperlicher Kraftfülle, wo
es den Anschein hat, als habe das Leben kein
Ende, wird man mit dem Glauben und der Me-
taphysik bald fertig. Auch Heine glaubte in dieser
Hinsicht abgeschlossen zu haben und mit allen
jenseitigen Gedanken im Reinen zu sein.

Als er aber auf das Krankenbett niederge-
worfen lag, hilflos, gelähmt, halbblind, das Opfer
endloser Schmerzen, die ihm zehnmal des Tags
den Tod vor die Augen führten, da brach sich der
Gedanke in ihm Bahn, daß das philosophische
Ergebniß seines Atheismus doch wohl einer Re-
vision, wenn nicht bedürftig, doch werth sein könne.
Die religiöse Frage drängte sich ihm mit einer
natürlichen Macht auf. Mit einem Fuße schon in
das Grab gestiegen, schien er, ehe er den Tritt
that, zu fragen: Wo trete ich hin? So kam
Heine dahin, wieder an Gott zu denken. Der

Atheismus, wie er sich in den letzten Jahren in Deutschland systemhaft ausgebildet, war ihm zuwider. Eine Naturauffassung, die nicht nur keinen Platz für einen außeweltlichen Gott läßt, sondern auch einen innerweltlichen weltordnenden Verstand nicht annimmt, schien ihm flach und beinahe abgeschmackt. Diese Fragen bewegten ihn mehr als man es glauben sollte. Ist die Natur ohne ein innerlich zweckmäßig bildendes Princip denkbar? Wie kommen die Stoffe dazu, eine Welt zu bauen der kunstvollsten Organismen? Kann man durch Stoffverbindungen und Stoffmetamorphosen allein diese reiche und gestaltenvolle Welt erklären, in der Alles so wunderbar in einander greift, um sich zu ergänzen? Mußte nicht von jedem erschaffenen Dinge der Plan, der Urgedanke, die Idee in einem Geiste liegen, der früher da war, als die Dinge?

Und doch — welcher Geist ist es, ein wie fremder, wie unbarmherziger, mit dem wir nir-

gends und nimmermehr in Verbindung treten können! Die Natur zerbricht des Einzelnen wegen nirgendwo ihre Ordnung, es giebt keine Geister, die Ereignisse aufzuhalten und das Gebet des Verzweifelnden ist nur ein Rufen, in dem er sich selbst heraufschüt!

Seine prüfte das Alles, es beschäftigte ihn fortwährend, seine ehemaligen Resultate schienen ihm unbefriedigend und das machte ihn zum Spötter über denselben Gegenstand, dessen Ernst ihm kurz zuvor Alles zu überwiegen schien. Es gelang ihm doch nicht, sich selbst zu bekehren. Er zweifelte wieder und lächelte; er leugnete wieder und erfand Wiße. Sein Bruder Gustav besuchte ihn und sagte nach den ersten Begrüßungen: „Wie ich höre, bist du eine ganze Betschwester geworden.“ „Nein, nein, ich bin ein Betbruder geworden,“ gab der Leidende mit seinem gedehnten Klagenston zur Antwort „und ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er dir, guter Bruder, bessere

politische Gesinnungen eingeben möge.“ Der Wiener Redakteur lachte und hob dann ernsthaft wieder an: „Aber an die Existenz eines höchsten Wesens glaubst du doch, lieber Heinrich?“ Der Kranke lächelte und antwortete: „Wenn es ein höchstes Wesen giebt, so ist es auch mit den vollkommensten Eigenschaften, mit Allwissenheit und Allmacht ausgestattet. Was kann es nun dieses große, allwissende, allmächtige Wesen kümmern, ob ein Mäuschen in der Rue d'Amsterdam an ihn glaubt oder nicht?“ So lag es in der Natur dieses Geistes, sich fortwährend an der Unfruchtbarkeit seiner Forschungen durch Spott zu rächen, wie empfindlich dieser auch sein Herz und dessen Hoffnungen traf!

Wenn wir nun Heine während seiner achtjährigen Krankheit, die an jedem kommenden Tag mit dem Tode zu enden drohte, betrachten, so zeigt sich an ihm eine moralische Kraft, die man ihm in seinen gesunden Tagen nimmermehr zuge-

traut hätte. Es überrascht uns ein Stoicismus im Ertragen der Schmerzen, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organisation, welche nur für das Wohlleben und die Festmahle Epikur's geschaffen scheint, doppelt merkwürdig ist. Zeigt er sich hier als ein Glied des Volks, dem er angehört und bei dem auch der heftigste Lebenstrieb mit der erstaunlichsten Kraft des Duldens gepaart ist? Auch Juda duldet ohne Himmels Hoffnung, was kein anderes Volk tragen würde! Doch nein, hier war mehr! Jede Pause seiner körperlichen Qualen benutzte er, um seiner Umgebung zuzulächeln und seinen Gast, wer es auch war, zu erheitern. Er nahm Antheil an Allem, was die Welt bewegte, er klagte nicht, er fiel Niemanden zur Last, er wies seine Lieben hinaus, wenn die Schmerzen kamen, er verzweifelte nicht. Wie ein Weltweiser im griechischen Sinne des Wortes ließ er geschehen, was der unabänderliche Rathschluß des Schicksals über ihn verhängt. Er schrieb Romanzen, Sa-

tyren, Balladen, verbesserte alte Auflagen, las Korrekturen und richtete dabei Briefe an Freunde in allen Himmelsgegenden. Das that er krank, auf seinem Sterbebette! . . .

Und wenn er doch dann und wann eine Klage ausstieß, so war sie flüchtig, kurz und unter dem Schläge des Schmerzes entfahren — sie glich gewissermaßen dem unwillkürlichen Zucken des Auges, gegen welches eine Hand fährt. Mir kam es oft vor, als wenn sein Geist zu stolz gewesen wäre, um einzugestehen, wie schmerzlich er vom Körper mitberührt werde.

Schön und höchst charakteristisch ist ein Brief, den er an Dumas gerichtet. Er schrieb ihn einige Monate vor seinem Tode. Ich weiß nicht, ob er auf Alle einen so mächtigen Eindruck ausüben wird, mir war bei seiner Lesung so weh zu Muth, daß mir die Thränen in die Augen traten. Er lautet:

Mein lieber Dumas!

„Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mich Ihre Artikel über Marie Dorval ergriffen haben. Diese Blätter haben Sie eher unter Thränen hervorgeschluchzt als geschrieben und mit einem fast grausamen Erbarmen erfüllt. Ich habe darüber Thränen vergießen müssen.

„Ich danke Ihnen für diese Thränen, oder besser gesagt, für diesen Vorwand, um zu weinen: denn das menschliche Herz, dieser hochmüthige Hund von einem Herzen, ist so beschaffen, daß es, wie erdrückt es sich fühlen mag, zuweilen lieber krepiren, als sich durch Thränen erleichtern möchte. Dieser Hund von einem hochmüthigen Herzen sollte doch immer froh sein, wenn es ihm gestattet ist, seine eigenen Schmerzen durch Thränen zu dämpfen und dabei den Anschein zu haben, als weine es über das Unglück seiner Mitmenschen.“

„Ich danke Ihnen also für die rührenden Blätter über Marie Dorval.“

Freilich in seinen letzten Gedichten entfährt ihm oft eine an den Himmel pochende Klage, ein verzweifelter Ausruf. Die Thränen über sein Unglück scheinen in Strömen zu fließen. Aber das ist kaum ein persönlicher Aufschrei mehr zu nennen. Der gefesselte, der Furchtbare leidende Prometheus ist es nicht, aus dessen Munde die Klagen entströmen und aus dessen Augen die Thräne quillt. Prometheus leidet muthig und trotz ruhig, er rührt kaum die Fesseln, daß man die Schmach seiner Haft an ihrem Geflirre nicht vernehme. Es sind die Oceaniden, welche, aus dem Meeresgrunde hervortauchend, den Gefangenen beweinen. Die Klagen, der verzweifelte Aufschrei, die Thränen sind Lieder der Meer-göttinnen....

Welcher Abstand, welcher Wechsel, welch ein Hohn, Seine auf dem Krankenbette schreiben

zu sehen! In der Zeit seiner blühenden Lebenskraft hatte er auf einem Rosenlager gedichtet, der Gott der Liebe saß zu seiner linken, der rebenbefränzte Gott der Begeisterung zu seiner rechten Seite. Wie war das Ende dieses poeſtevollen Trimalchion! — — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —

— — — — —